

Die Zeitschrift

Nr. 42

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1908

Die Husterhütte.

Erzählung aus dem Erzgebirge von H. Ger.

(Fortsetzung.)

Gottlieb nickte nur, dann zog er sich die Holzschuhe aus, um den hübschen Teppich nicht zu beschmutzen, den die Minna aus kleinen bunten Flecken für die Puststube hergestellt hatte, und schritt in Strümpfen der Minna voran auf den Eßtisch zu. Ein Druck auf den Boden der aus dem zarten, weißen Holz der Edelkanne geschnittenen Truhe, deren Deckel öffnete sich, und ein in Öl gemaltes Frauenbildnis wurde sichtbar.

„Das ist das Bild meiner Mutter,“ rief die Minna, der es sofort auffiel, wie sehr ihre eigenen Gesichtszüge dem im Bilde dargestellten Frauenkopfe ähnelten.

„Ja, Minna,“ erwiderte Gottlieb, „sie könnte es sein. Denn genau so hat auch Deine Mutter ausgesehen. Deshalb habe ich das Bild auch erworben und aufbewahrt. Aber es ist das Porträt Deiner Großmutter, gemalt von Deinem Großvater.“

„Das Bild befand sich in Verwahrung des Gasthofpächters, bei dem Deine Großmtern während ihres Aufenthalts in Erlengrund logiert hatten. Richtiger gesagt: der Wächter hatte es

nebst anderen Sachen einbehalten, für Forderungen, welche er angeblich noch an die Verstorbenen hatte. Die Hartmanns hatten sich geweigert, diese Forderungen zu begleichen, weil sie nach ihrer Behauptung dem Maler nichts mehr schuldeten. Die beiden, die darüber hätten Aufschluß geben können, waren ja tot, und sonst kümmerte sich niemand um die Sache. So bin ich nach Jahren in den Besitz des Bildes gelangt.“

Die Minna betrachtete lange das Bild, das die Gesichtszüge von zwei Frauen verkörperte und ihre eigenen widerspiegelte. Als der Gottlieb die Truhe wieder schloß, sagte sie leise und gerührt: „Die beiden armen Frauen!“ „Sie ruhen sanft,“ antwortete Gottlieb, „und soweit mein Schicksal mit dem Deiner Mutter verkettert

ob der Liebesgott bereits seine Pfeile auf die Minna abgeschossen hatte. Daher wohl auch die große Entschiedenheit, mit der sie erklärt hatte, den Ernst unter keinen Umständen zum Manne zu nehmen.

Wäre die Aufmerksamkeit des Gottlieb nicht durch Schritte, die vor der Hütte hörbar wurden, nach anderer Richtung abgelenkt worden, so würde er bemerkt haben, daß der Purpur auf den Wangen seines Herzblättchens in der nächsten Minute noch um einen Schatten tiefer wurde.

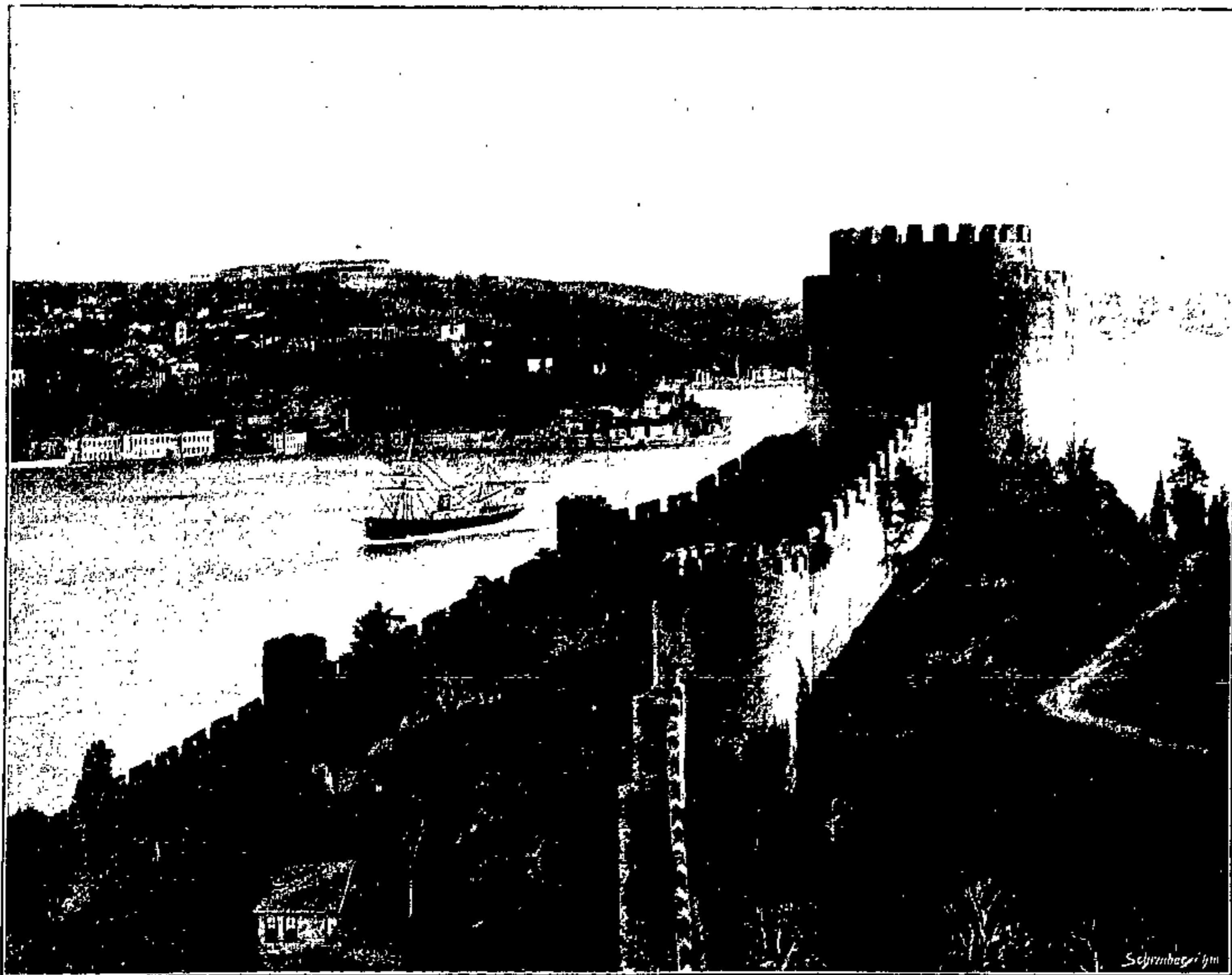
In der Türe erschien mit einem fröhlichen „Guten Tag beiderseits“ ein frischer, junger Bursche, schlank und doch kräftig, mit dem ersten Stamm auf der Oberlippe, roten Backen und großen, lachenden blauen Augen.

„Et sieh da, welch seltener Besuch,“ rief der Gottlieb, nachdem er und die Minna den Gruß erwidert hatten. „Der Pöcher albert! Und so lustig und vergnügt, als ob er eben einen Talersäter gesunden hätte.“

„Das gerade nicht, aber einen Spaß habe ich erlebt, der einen Taler wert ist,“ antwortete Albert.

„Na, wenn wir zu dem Talersäter nichts beizusteuern brauchen, dann könntest Du uns ja an dem Spaß noch nachträglich teilnehmen lassen; nachher kannst Du uns immer noch mitteilen, was Dich eigentlich hierher nach dem Köhlerwinkel geführt hat,“ meinte der Gottlieb.

„Das soll gern geschehen, zumal Euch beide, die Ihr ja auch zu den Freigeistern gehört, die Geschichte mit angeht.“



Am Bosphorus: Das Schloß von Europa.

war, habe auch ich mein Leid überstanden. Aber Du magst aus dem, was Du heute gehört hast, lernen. Du hast das Leben noch vor Dir. Prüfe dreimal, ehe Du einmal wählst. Oder hast Du etwa schon gewählt?“

Der Gottlieb hatte die letzten Worte in leichtem, scherzendem Tone gesprochen, und er war nicht wenig überrascht über das tiefe Rot, das nach seiner Frage auf den Wangen der Minna erschien. Das sah ja ganz so aus, als

„Wie Ihr wißt,“ erzählte nun der Albert, nachdem er Platz genommen, „gehen außer auf dem verrufenen Menntstein, auch dort, wo die alte Chaussee um den Totenkopffelsen herumgeht und der Schwarzbach aus dem Walde herauskommt, von altersher Gespenster um. Etwas unheimlich sieht die Stelle in dem engen Tale ja aus. Man kann sich schon denken, daß abends, wenn die Nebel aus dem Wasser aufsteigen und um den Felsen wallen, die Phantasie im Mondlicht allerlei Gestalten gesehen hat.“

„Nachdem längere Zeit am Totenkopffelsen nichts Besonderes passiert ist, haben dort die Geister gestern vor acht Tagen wieder einmal eine ordentliche Gastrolle gegeben. Der Döhlerangust aus den Strienhäufern und die Vogtmannskina haben beide ein Gespenst gesehen. Und schlimm muß die Sache gewesen sein, denn die beiden liegen seitdem krank im Bette. Der Pastor, der ja auch steif und fest an den Teufel glaubt, ist schon bei ihnen gewesen, hat jedem ein Evangelium vorgelesen, aber es will nicht besser werden. Die beiden sind wie gelähmt und erwarten mit Ungeduld den Tod.“

„Die ganze vergangene Woche haben die Gespenstergläubigen den Kopf sehr hoch getragen. Redensarten wie: „Was sagt Ihr Freigeister nun, wollt Ihr noch zweifeln?“ oder: „Dir Augen Albert muß es nur auch erst einmal so gehen, dann wirst Du auch schon gläubig werden!“ und so weiter, mußte man jede Stunde hören. Die alte Chaussee hat die ganzen Tage kein Mensch mehr benutzt. Gestern hat sich endlich der Pastor der Sache angenommen. Er ist mit dem Kister hinausgegangen und hat unter Anrufung der heiligen Dreieinigkeit das Altarkreuz dreimal um den Felsen getragen. Sonst wäre heute aus den Strienhäufern kein Mensch zur Kirche hereingekommen, weil sich niemand an der schrecklichen Stelle vorbeigekannt hätte. Auch heute im Vormittagsgottesdienst hat der Pastor, nachdem er genügend auf den Schmuggel gewettert und den Freigeistern einige Siebe verkehrt hatte, im großen Kirchengebäude den lieben Gott inbrünstig angerufen, daß er alle Gemeindeglieder vor bösen Geistern, Dämonen und Gespenstern gnädig behüten und beschirmen möge.“

„Mir hat die Geschichte aber keine Ruhe gelassen. Gestern Abend bin ich zur Lina gegangen und habe mich als Befehrten vorgestellt. Aus Freude darüber, daß wieder ein Freigeist weniger ist, hat mir die Lina, unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit, alles, was ihr passiert ist, haarfein erzählt. Jetzt war ich draußen bei dem Döhlerangust, habe die gleiche Komödie aufgeführt, so daß auch er mir genau sein Abenteuer geschildert hat.“

„Was stellt sich nun heraus? Der August hatte seinen Schatz in Erlengrund besucht und war auf dem Nachhausewege. Die Lina, die sich auf ihrem Botengange etwas verspätet hatte, kam aus der Stadt. Gegen Mitternacht zogen beide, von entgegengesetzter Richtung kommend, am Totenkopffelsen vorbei. Als der August auf der einen Seite war, hörte er von der anderen Seite des Felsens ein Geräusch. Da bekam es der Haienfuß mit der Angst. Er kroch mit der brennenden Zigarre im Munde unter zwei Fichtenstauden. Die Lina, die den August nicht hatte kommen hören, sah, als sie halb um den Felsen war, plötzlich das glühende Auge eines großen Tieres, das unter den Büschen am Felsen hauchte. In ihrem Entsetzen raffte sie instinktiv ihre Röcke hoch, schlug sie über dem Kopfe zusammen und rannte in der Richtung auf Erlengrund an der Stelle, an der das Ungeheuer lag, vorüber. Der August entsetzte sich wieder über die unförmliche, schwarz und weiß gefleckte Gestalt, die an ihm vorbeiraste, und er brach in der Richtung nach den Strienhäufern durch die Büsche. Als die Lina das Rauschen in den Büschen hörte, glaubte sie nichts anderes, als

daß das Gespenst hinter ihr her komme und ihr auf den Buckel springe. In ihrer Todesangst erhob sie ein fürchtbares Gebrüll. Ueber dieses Gebrüll, das nach Augusts Schilderung schrecklich geklungen haben muß, geriet dieser wieder so in Angst, das ihm etwas sehr Menschliches, das sonst nur bei ganz kleinen Tuben vorkommt, passierte. Beide liefen was sie nur konnten nach Hause, wo sie atemlos und sprachlos ankamen und seitdem erschöpft darniederliegen.“

Alle drei, der Albert, der Gottlieb und die Minna lachten lange und herzlich über diese Geistererscheinung, bis die Minna, immer noch lachend, die Frage aufwarf:

„Was werden aber nun unsere Gläubigen zu dieser Aufklärung des Vorganges sagen?“

„Die werden einfach erklären, es sei durch nichts bewiesen, daß sich die Sache so, wie ich behauptete, zugezogen habe, und sie werden weiter daran glauben, daß dem August und der Lina jedem ein besonderes Gespenst erschienen ist,“ erwiderte ebenfalls noch lachend der Albert.

„Ja, so wird es wohl kommen,“ pflichtete der Gottlieb bei. - „Jetzt teilst Du uns wohl auch mit, Albert, was Dich eigentlich zu mir geführt hat.“

„Wichtig, das hätte ich über dem „Sereinragen der Geisterwelt in unser Erdendasein“, wie unser Pastor immer so hübsch sagt, beinahe vergessen. Wäre übrigens auch nicht schlimm gewesen. Will mich nur in meinem neuen Anste als Kohlenfahrer vorstellen, damit Du morgen nicht überrascht bist, wenn ich vorkahre.“

„Du sollst von morgen ab die Kohlen schren?“ fragte Gottlieb gedehnt und wie es schien ziemlich verdrießlich. „Warum soll das der Auger, der Bruder meines Schwagers, nicht mehr tun?“

„Der ist ja krank geworden; ich dachte Du wüßtest das schon. Hat Schüttelfrost und Fieber bekommen und wird wohl einige Zeit brauchen, ehe er wieder auf die Beine kommt.“

„Was wird aber aus der Frachtfahrerei, Albert, wenn Du auf dem Werke fährst?“

„Da soll inzwischen ein anderer mitfahren. Wird ohnehin bald aufhören unsere ganze Frachtfahrerei.“

„Die Frachtfahrerei aufhören? Ich verstehe Dich nicht, Albert.“

„Glaube es schon, ist aber trotzdem eine sehr einfache Sache, Gottlieb. Wie die Dinge sich in der Eisenindustrie entwickeln, wird das Erlengrunder Werk in kürzester Zeit nicht mehr konkurrenzfähig sein.“

„Nicht mehr konkurrenzfähig? Das mußt Du mir näher erklären, Albert.“

„Das ist freilich nicht so einfach, Gottlieb, weil dabei die verschiedensten Umstände zusammengewirkt haben. Aber ich will versuchen, es Dir mit kurzen Worten auseinanderzusetzen.“

„Dafür bin ich Dir sehr dankbar. Ich höre ja in meiner Abgeschlossenheit zu wenig von dem, was in der Welt vorgeht.“

„Früher,“ so begann nun der Albert, war die Wasserkraft zur Eisenbereitung und Verarbeitung ganz unentbehrlich, daher auch von unschätzbarem Werte. Heute ist das aber anders geworden. Der Dampf ist es, der anfängt die Welt zu regieren. Mit dem Brennmaterial ist es ebenso. Früher waren die Holzkohlen nicht zu entbehren. Jetzt hat man gelernt auch die Steinkohlen zu verkohlen, zu verkokeln, wie man das heißt. Damit werden den Steinkohlen die Stoffe, die bei der Eisenbereitung schädlich wirken, entzogen. Durch Dampf und Koks, in Verbindung mit den Eisenbahnen, ist man von der Wasserkraft und vom Walde ganz unabhängig geworden. Die Werke brauchen nicht mehr in entlegenen Gebirgstälern zu stehen, sie können mitten im Lande errichtet werden, wo durch die Eisenbahnen alle Rohmaterialien bequem und billig bezogen, und die fertigen

Waren ebenso bequem in alle Welt verschickt werden können, und wo man außerdem in den großen Städten Massenabgabgebiete vor der Tür hat. Ehe unsere Waren mit dem Frachtwagen in die Abgabgebiete gelangen, sind sie schon mit Transportkosten zu hoch belastet.“

Gottlieb stimmte stumm durch Kopfnicken bei. „Dazu kommt noch etwas Wichtiges. Draußen in den Werken wird ununterbrochen gerechnet, studiert, probiert, experimentiert. Neue Verfahren werden erfunden und angewendet, durch die alles auf schnellerem und billigerem Wege hergestellt, und dabei doch ein gutes Produkt erzielt wird. Bei uns wird noch genau so fabrikt wie vor hundert und zweihundert Jahren. Alles verkümmert und versteinert. In den Walz- und Schmiedeeisen und -Stählen immer noch dieselben Fassons und Kalibers, egal die Bedürfnisse ganz andere geworden sind; und in den Gusswaren ewig dieselben Schmörkel. Die paar neuen Muster und Ornamente, die nun endlich zur Einführung gelangt sind, habe ich mir draußen überall abgucken. Die zuzagen stehlen müssen.“

„Es ist eben keine Leitung da. Von unseren Gmütern, na, von dem braucht man ja nicht zu reden. Und mit den Beamten ist es ebenso.“

„Die werden nicht nach ihrem Können eingeteilt, sondern durch Günst und Vettertum in die Pöstchen hineingehoben. Außerdem wissen sie ganz genau, daß sie doch nicht nach Geschick und Tüchtigkeit gewürdigt werden, sondern daß sie nur darauf ankommen, bei unserem jungen Herrn eine gute Nummer zu haben. Und die erste Nummer hat, wer am besten zu schmarnen versteht. Deshalb überbieten sich diese Menschen gegenseitig förmlich in der Speichelleckerei. Ich habe eine Anzahl neuer Motive entworfen, die gewiß Beifall finden würden. Aber es sind nur Entwürfe. Sie müßten erst durchgebildet und in einzelnen herausgearbeitet werden. Sie bringen jedoch die Herren in der Zeichenstube, denen ich die Entwürfe gegeben habe, wieder nicht fertig, weil sie nur die alten Schablonen im Kopfe haben. Ich kann es nicht machen, weil mir die Zeit dazu fehlt. Außerdem kann ich es auch nicht machen. Was geht mich die Pferdeknecht schließlich die technische Leitung des Eiseuhüttenwerks Erlengrund an, das doch den Strebsgang geht.“

„Könnte denn gar nichts geschehen, um diesen Verfall aufzuhalten?“ fragte Gottlieb.

„Ei freilich, viel könnte geschehen, Gottlieb. Einige Zweige des Betriebes wird man freilich ganz aufgeben oder stark einschränken müssen. In erster Linie die alte Hammer- und Schmiederei. Mit der ist auch bei niedrigsten Löhnen und längster Arbeitszeit gegen den Dampfhammer nicht aufzukommen. Das ist nun einmal so zu ändern. Unsere Hammer- und Schmiederei sind die ersten, die von der Entwicklung in das alte Eisen geworfen werden, so schwer das auch gerade diesen Leuten ankommen wird. Günstiger sieht die Sache mit unseren Walzeisen, -Blechen und -Stählen. So gut wie unser Holzkohleneisen ist das draußen hergestellte ja niemals. Zu den meisten Zwecken wird jedoch gar kein so gutes gebraucht und verlangt.“

„Bei uns hier müßten die Schürffstellen mit den Mittelerzen, die man immer noch mit den zwischen schmilzt, ganz aufgegeben werden. Die Schürffstellen mit den besten Erzen müßten erweitert, oder neue aufgesucht werden. Es müßte Qualitätsware hergestellt werden zu Spezialzwecken, zu denen allerbestes Material benötigt wird. Solche Ware verträgt auch höhere Transportkosten. Kommt doch selbst aus Schweden, von wo die Entfernung viel größer ist, noch Holzkohleneisen auf den deutschen Markt und behauptet sich. Mit unserem Stahl ist es ebenso. Gegen den vorzüglichen Stahl, der jetzt draußen hergestellt wird, kommt er ja nicht auf. Aber die Bedürfnisse und Verwendungsmöglichkeiten

sind ungenügend gewachsen. Es werden so viele Gegenstände hergestellt, zu denen Eisen zu schlecht, der gute Stahl aber zu teuer und zu kostbar ist. Dazu würde sich unser Stahl vorzüglich eignen. Er müßte jedoch in neuen Fassons gewalzt, für seine Verwendungszwecke in grober Form vorgearbeitet werden. Würde so verfahren, so könnten wahrscheinlich die meisten Zweige des Betriebes erhalten werden, auch wenn erst in Menschengaltern eine Eisenbahn bis ins Gebirge herein gebaut wird."

"Das setzt jedoch alles voraus, daß sich jemand mit Lust und Eifer der Sache annähme, die Stundlohn aufsuchte, die Bedürfnisse des Marktes studierte, sich um die Fortschritte kümmerte, die draußen schon gemacht wurden, und so weiter. Wie soll das aber möglich sein, bei unseren Beamten und ihrem Chef, unserem schönen Gustav, dem das ganze Eisenwerk anhängt, und dem nur zwei Dinge an der Welt interessieren: die Weiber und die Kirche!"

"Das sind trübe Aussichten, die Du für Erlösgrund eröffnest," sagte Gottlieb in bestimmtem Tone. "Das hätte ich mir niemals träumen lassen, daß so etwas im Anzuge sei. Und Du meinst, daß es für die Hammer- und Schmiedewerke überhaupt keine Rettung mehr gibt?"

"Nein, Gottlieb, so sehr ich begreife, daß Dir als Nachkommen eines alten Hammer- und Schmiedegeschlechtes die Sache sehr nahe geht. Aber das Schicksal der Hammer- und Schmiedewerke ist besiegelt, wie das der Nagelschmiede und der Sandweber. Ueber sie geht das Rad der Zeit erbarmungslos hinweg."

Gottlieb war förmlich in sich zusammengesunken. Traurig sagte er: "Ich bin nie ein Feind des Fortschrittes gewesen, weil ich mir immer sagte, daß er doch nicht aufzuhalten ist. Aber wenn durch ihn so viele Leute ihre Arbeit einbüßen, die Existenz verlieren, überzählig werden, dann ist das doch eine schreckliche Sache."

"Das ist freilich unbestreitbar," antwortete Albert. "Diese Entwicklung hat aber auch ihre Vortheile. Ist denn das Dasein, das unsere Leute hier führen und stets führen mußten, überhaupt noch Leben zu nennen. Ist es denkbar, daß sie jemals instande sein werden, sich aus ihrem Elend zu erheben? Wie ganz anders gestaltet sich die Lage der arbeitenden Klasse draußen in den großen Städten und Industriegebieten! Die Arbeiter halten Zeitungen und lesen Bücher; sie kümmern sich um Politik wie um alles, was in der Welt vorgeht. Sie sind auch nicht auf einen einzigen Fabrikherrn angewiesen; schleichen nicht daher demüthig, geduckt und verzagt wie unsere Arbeiter hier, sondern tragen den Kopf hoch, stolz und frei. Sie stellen Forderungen an die Fabrikanten und scheuen, wenn ihnen Unbilliges zugemutet wird, auch den Kampf mit den Unternehmern nicht. Da ist kameradschaftliches Wesen — Solidarität heißt man das — und Brüderlichkeit. Einer für alle und alle für einen, ist die Losung. Dabei waltet überall das Bestreben sich gegenseitig anzuklären. Dem Wissbegierigen werden Broschüren in die Hand gedrückt und Bücher besorgt. Und ein ganz neuer Kopf, ein ganz gescheiter Kopf, der all den gelehrten Professoren noch über ist, der hat sich der Arbeiter angenommen und ihnen Mittel und Wege gezeigt, wie sie aus den jetzigen Zuständen heraus und zu dem ihnen zustehenden Einfluß im Staate gelangen können."

"Was sagst Du da, Albert? So weit wären die Arbeiter draußen in den Industriegegenden? Sie stehen fest zusammen? Und ein gelehrter Mann, ein gebildeter Mann, der nicht dem Arbeiterstande angehört, der ist den Arbeitern zu Hilfe gekommen?" Mit weit vorgebeugtem Körper hatte Gottlieb hastig diese Fragen herausgestoßen.

"Gewiß, Gottlieb! Ferdinand Lassalle heißt der Mann. In Leipzig hatte sich ein Arbeiter-Zentralomitee gebildet, um eine allgemeine

deutsche Arbeiterversammlung abzuhalten. Dieses Komitee hat nun auch bei Lassalle angefragt, was die Arbeiter eigentlich tun müßten, um eine allgemeine Besserung ihrer Lage herbeizuführen. Darauf hat Lassalle mit einem offenen Antwortschreiben geantwortet und später auch ein Arbeiterlesebuch und noch mehr Bücher über diese Frage geschrieben. Diese Schriften muß man lesen! Da fällt es einem immerfort wie Schuppen von den Augen! Wie da nachgewiesen wird, daß die Arbeit es ist, die den ganzen Staat erhält und alle Werte schafft; daß die Arbeiter die ungeheure Mehrheit im Staate bilden und die gleichen Interessen haben. Wie das arbeitende Volk das nur zu erkennen braucht, um zur Macht zu gelangen. Und Beherrschende haben es schon erkannt. Ueberall werden neue Gemeinden gegründet und Vorträge gehalten. Das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht mit geheimer Abstimmung wird gefordert. Gewähren es die herrschenden Klassen nicht freiwillig, muß es erzwungen werden. Dann wird die ganze Gesetzgebung, die heute nur den Interessen der wenigen reichen Leute dient, von Grund aus umgestaltet. Nur die Interessen der großen Volksmasse werden berücksichtigt. Dann kommt eine neue, schöne Zeit, in der es nicht mehr Herren und Knechte, sondern nur noch freie und glückliche Menschen gibt."

Albert hatte mit einer Begeisterung gesprochen, wie sie nur von den Flammen einer großen Bewegung in jungen, feurigen, freibewundernden Herzen entfacht wird. Voll Bewunderung hatte ihm die Minna zugehört. Mit zärtlichem Ausdruck hasteten ihre Augen auf seinem glühenden Gesichte. Aber auch das Wesen des Gottlieb war völlig verändert. Er sprang auf. Jubel und Frohlocken klang aus seiner Stimme, als er ausrief: "So bin ich doch nicht der Narr gewesen, als den ich mich immer gescholten habe. Was ich hier in meiner Einsamkeit nur träumte, daß all die Armen, all die Unterdrückten eine eigene große Partei bilden und versuchen müßten, einen neuen, einen besseren Staat zu schaffen, draußen in der großen Welt ist es von tatkräftigen Männern zur Wahrheit gemacht worden. Habe Dank, Albert, für diese Botschaft. O, daß ich das erlebt habe! Wenn eine solche Zukunft winkt, wenn sie durch den Fortschritt möglich wird, dann muß das Alte, Ueberlebte fallen, mag es auch noch so schmerzlich sein." (Fortsetzung folgt.)

An den Pforten Afiens.

Von Ludwig Lassen.

(Fortsetzung.)

Durch winklige, hügelige Gassen mit löcherigem Pflaster führt der Weg durch das innere Stambul. Wo sich ein großer, freier Platz auftut, da ragt gewöhnlich eine Moschee. Und oft sind diese Moscheen von einer wunderbaren Feinheit. Ihr weißer Marmor leuchtet silbrig gegen den blauen Himmel. Ihre weit ausladenden Kuppeldächer geben den Gatteshäusern etwas Friedlich-Schützendes. Ihre schlanken und doch kräftigen Minarets ragen stolz und frei empor, als wollten sie vor aller Welt den Ruhm Allahs künden. In ihrer reichen, eigenartigen Schönheit gleichen sie alle einander: die Nja Sophia und die Laleli Djami, die Ahmedija und die Bajasid-Moschee, die Gül Djami und die Samidija, die Suleimanija und die Atik Ali Pascha-Moschee. Stets spielt sich in ihren Vorhöfen ein reges Volksleben ab. Fliegende Mädchen sind dort aufgeschlagen, in denen der Garlock den Hammelbraten am Spieße dreht. Neben ihm bearbeitet ein Barbier seinen Kunden. Der Limonadenverkäufer hebt aus blumenumwundenem Tonkrug dem Durstigen kühlenden

Scherbet. Saure Milch hält ein anderer feil. Brot und Früchte verhandelt ein Armenier mit weißbleibenden Zähnen. Eine Wahrsagerin, in Lumpen gehüllt, hockt im Schatten einer breitläufigen Platanee und kündigt denen, die es wünschen, aus Glasscherben oder aus Kupfermünzen die Zukunft. Schwarzhaarige, malerisch gekleidete Brauermädchen bieten Rosenvasser feil. In den benachbarten Staffelhäusern sitzen grünbeturbante Melkapilger blauen Rauch aus gurgelnden Karajehs oder Kodichahs mit weißen Turbanten disputieren über irgendeine religiöse Frage und lechzen während des erregten Gespräches eine Tasse Staffee nach der anderen.

Ein schwerfälliges Gefährt holpert über das Pflaster. Auf dem hohen Bod hockt neben dem beturbanten Statiker ein feister Negar, ein Eunuch. Die Fenster des Wagens sind mit gelber Seide verhängen. Paremsiraten sitzen darin. Den Männern unsichtbar fahren sie durch die Menge. Gelegentlich verschiebt sich einer der Fenstervorhänge. Dann werden auf Augenblicke die ringgeschmückten Finger einer gelblich getönten Hand sichtbar. Hinter grauen Muffelinsichtlern blinken schwarze Augen auf. Und manchmal tönt aus dem Innern des Wagens in den Lärm der Gasse ein feines Klirren und Klingeln, wie wenn Gold- oder Silberketten von der Schankelbewegung des Gefährts leise aneinandergeschlagen werden.

Dann wieder ziehen wild und verwahrlost aussehende Derwische vorüber mit langen, flatternden Haaren und ungepflegtem Körper. Die Verzückung des religiösen Wahnsinns flackert in ihren Augen und ihre Lippen stoßen kurz, wüßt, fast bellend den Namen Allahs heraus. Die Gläubigen geben ihnen Almosen, neigen sich vor ihnen oder juchen ihr Gewand zu berühren. Der fromme Bettler, der Arel, wird ihnen zum Heiligen. Also ist es Allahs Gebot.

Je tiefer sich der Fuß ins Gassengewirr Stambuls verirrt, desto seltener werden die abendländisch gekleideten Menschen. In den stillen Straßen, deren Hausmauern immer weniger Fenster aufweisen, können sich die großen, kalben Hunde, die sich in ganzen Rudeln herrenlos überall am Goldenen Horn herumtreiben und viele Ähnlichkeit mit ihren wilden Velttern, den Schakalen, besitzen. In ihrer trägen Ruhe lassen sie sich ebensowenig durch den gellenden Ruf der Eisverkäufer stören, wie durch den der Gemüse- und Geflügelhändler, die ihre Waren in großen Korbschalen, die an einem Tragholz befestigt sind, auf den Schultern durch die Gassen schleppen.

Manchmal klackert der Fuß eines Manteltieres auf dem löcherigen Pflaster. Eine Miesekarre kreischt heran, die schwere, mit Maiskorn gefüllte Säde zum Güterbahnhof bringt. Eine dichtvermummte Frauengestalt huscht über den Weg. Ein weißhaariger Bettler singt mit näselnder Stimme ein Lied. Er wandert von Haustor zu Haustor und bietet aus einem irdenen Gefäß Wasser vom Brunnen Zem-Zem an, dem arabischen Wüstenquell, der die verarmte Sagar und ihren Sohn Ismael erquickte. Geht das Wasser in seinem Gefäß zur Neige, dann ergänzt er es auch wohl an einem der nächsten öffentlichen Brunnen, der nicht allzusehr den Blicken der Passanten ausgekehrt ist.

Aus einem niederen Hause tönt pfeifender Singfang, bald anschwellend, bald abebbend. Kinderstimmen sind es. Ein Lehrer hält dort Schule. Ein halbgeöffnetes Fenster gewährt einen flüchtigen Einblick in das Klassenzimmer. Es ist ein grauer, unwirtlicher Raum. Ein halbes Hundert fezbekleiderter Knaben hockt auf Matten oder Teppichen, die über den gelben Lehm Boden gebreitet sind. Und hundert dunkle Augen schauen voll gespannter Aufmerksamkeit auf den schwarzbärtigen, weißbeturbanten

Lehrer, der auf einer kleinen Erhöhung mit untergeschlagenen Beinen dastht. Der spricht ihnen im singenden Mäselton eine Sure des Koran vor. Die Kinder wiederholen verständnislos den Spruch, und zwar solange, bis es ohne Fehler und ohne Stocken geht. Matt und gedämpft fällt das Licht in den Schulraum. Die dichten Kronen riesiger Silberpappeln wehren dem Eindringen der grellen Sonnenstrahlen. Ein Schimmer von Laubgrün und Sommergold fliehet sich durch die staubbepuderten Scheiben, und gießt in das niedere kahle Schulzimmer eine laute Stimmung von Frieden und Feierlichkeit.

Sonst aber ist es unsagbar still hier im Herzen der islamitischen Metropole. In ein weltfernes Nest könnte man sich versetzt fühlen.

Ein eigenartiger Geruch erfüllt diese abgelegenen Straßen der Türkenstadt. Widerlich-süßlich nach Safran- und Muskatnussduft haucht es über die bröckeligen Mauern. Und scharf und streng nach Knoblauch und Zwiebel, nach Hammelfleisch und talgigem Fett strömt es aus jedem Haus-tor. Faulender Urat füllt die Löcher des Weges. Große stahl-blaufliegende summen um die blutigen Fleischstücken eines verreckten Hundes. Von den Wassern her trägt der Wind das braufige Aroma des Tanges, der angepölkten Meer-tiere und toter Fische. Eine grelle, unbarmerzige Sonne schiebt den ganzen Tag über. Ein tieferer Atem-zug fällt dem, der diese Dünste nicht gewöhnt ist, schwer. Und doch gehört hier alles zusammen: das spitze und löcherreiche Pflaster, die bröckel-braunen, fenster-losen Hausmauern, die hungernden Hunde, die ver-mummten Frauen, die almosenhei-schenden Bettler, der grelle Licht-glanz, der wenig angenehme Duft, die malerische Verwahrlosung und der wunderbare, blauachende Himmel des Südens.

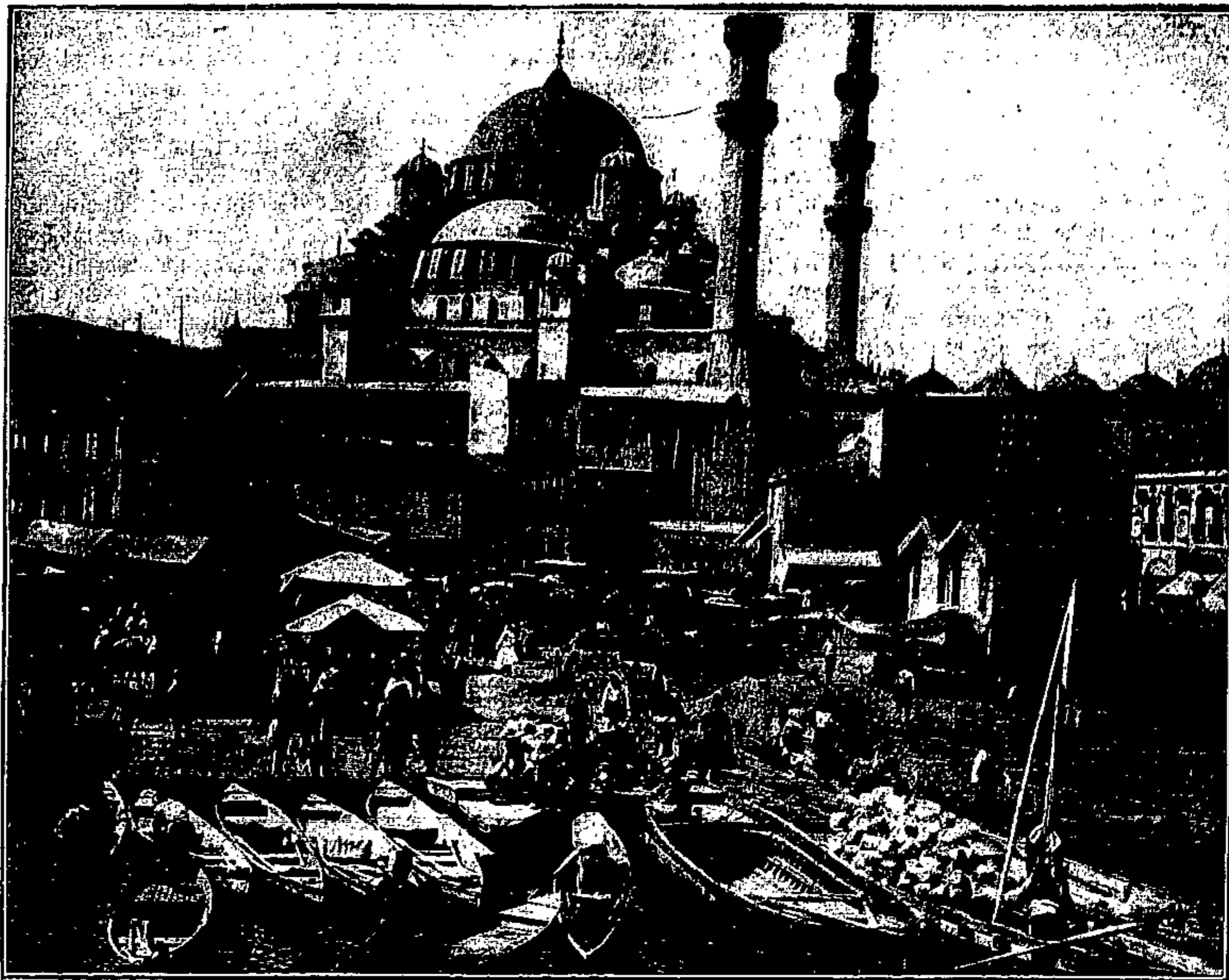
In der Nähe der Moschee Mohammeds des Eroberers, im Herzen Stambuls, liegt ein alter Ueberrest aus der Byzantinerzeit, der Aquädukt des Valens. Noch heute versorgt er den östlichen Teil Stambuls mit Wasser. Eine graue, von Schlingpflanzen überwucherte Mauer zieht er sich auf hohem Bogen durch den interessantesten Teil der alten Bosphorusstadt hin. Dort, wo er auf die Bogen hinausgeleitet ist, liegt ein altes türkisches Kaffeehaus. Ein halbes Dutzend steiler, elend gepflasterter Gassen führt zu ihm hinauf. Eine überdachte Veranda, an deren Seiten kleine Binsenhäuser aufgestellt sind, empfängt den Gast.

Gut läßt es sich da oben träumen. Und weit schweift von dieser Höhe der Blick. Die Minarets ihrer hundert Moscheen reckt unten die Hauptstadt des Islam. Weiß leuchten die schlanken Säulen der Gebettürme. In flammenden Lichtern züngelt die Sonne auf den gol-

digen und silbernen Einfassungen der Moscheekuppeln. Ein blaues Band, umrahmt von grünen Hügelu, liegt das Goldene Horn. Die Höhen von Pera umhüllt ein Schimmern und Leuchten. Tiefblau liegen die Fluten des Marmarameeres. Und über den Bosphorus gleiten weiße Segel, und die runden Schote riesiger Dampferkolosse wirbeln schwarzgraue Rauchfahnen in die reine Luft.

Wir sind nicht allein hier oben. Ein paar graubärtige Türken haben sich ihrem „Djessi“ hingegeben. Aus ihren Tschibuts wirbeln sie blaue, aromatische Rauchwölkchen. Ihr Auge träumt und eine heitere Zufriedenheit lacht um ihre Lippen.

Die Stiegen zur Veranda hinauf kommen zwei. Es sind Arnavten. An ihren bestickten Zäckchen erkennt man sie. Freunde sind es. Sie halten die kleinen Finger ihrer Hände ineinandergeschlungen. Mit einem leichten Ausruf der Ueberraschung genießen auch sie den herrlichen Ausblick auf die Märchenstadt.



Fischmarkt in Stambul mit Moschee.

Wir steigen bergab. Durch das alte Janitscharenquartier, durch das Stadtviertel Biamatia Kapusi führt der Weg nach Zedi Kule, dem Schloß der sieben Türme. Von den sieben Türmen dieser Burg, die ehemals das Haupteingangstor für die vom Westen Kommenden bildete, sind nur noch vier erhalten.

Das Schloß der sieben Türme ist der südlichste Punkt der alten Stadtmauer, deren Ruinen heute noch vom Marmarameer bis zum Goldenen Horn führen. Ein sandiger, nicht allzu beschwerlicher Pfad zieht sich die Mauerüberreste entlang. Was von der alten Theodosianischen Stadtmauer noch übrig geblieben, ist nicht mehr viel. Und doch haben diese Ruinen etwas überaus Malerisches. In langer Doppellinie ziehen sie sich hügelan und hügelab. Hier und da ist ein Turm ziemlich unverfehrt erhalten. Aber auch durch seine Ritze und Spalten drängt sich eine üppige dunkelgrüne Vegetation. Wild, zerrissen, und doch voll majestätischer Größe starren die braunen Mauerreste auf die düsteren Zypressenhaine jenseits

der Straße, in denen die Toten auf den Ruf des Propheten harren, der sie am jüngsten Tage zum ewigen Leben erwecken soll.

Einer der schönsten und besterhaltensten Teile der alten Stadtmauer ist das Adrianopoler Tor mit seinen beiden achteckigen Türmen und dem Kuppelbau der Mirimah Dschami, die hinter dem braunen Torbogen träumt. Trotz der bösen türkischen Flickarbeit, an der dieses Tor überreich ist, macht es doch einen unvergleichlichen Eindruck und läßt den Beschauer, der sich ganz in das alte Byzanz versetzt fühlt, vergessen, daß er sich in der Hauptstadt des Islam befindet.

Gleich hinter diesem Tor führt der Pfad steil bergab. Die sanften Höhen von Ejub tauchen auf, und das Goldene Horn gebietet mit seinen blauen Wassern dem weißen Staub der Straße und dem braunen Mauerwerk der ehemaligen Stadtbefestigung Halt.

Grün wellt sich das Land. Kleine Häuschen träumen hinter rotblühenden Hecken.

Dunkelschattende Gärten gürten die Hügel. Das blaue Wasser des Goldenen Horns hat eine stumpfgrüne Farbe angenommen. Schmäler ist das Bett dieses Meerarmes geworden, in das sich jetzt hügelabwärts kleine Kinnale, Bäche und Flüsschen stürzen. Der Däm der großen Stadt, deren Kuppeln und Säulen noch aus dem Dichtnebel des Horizonts herüberblitzen, ist verstummt. Eine stille Feierlichkeit hängt über den Hügelu. Dunkelgrün und unbewegt starren die Zypressen am Rande der Bäche und über den Fruchtgärten, über den roten Dächern der weißen Häuschen, über dem bröckeligen Mauerwerk brauner Gebethäuser träumt der Friede.

Von Ejub fährt uns eine grau-blau-teppichbelegte Barke nach Kithane. Das tallmäßige Klatschen der Rader kräuselt leicht die Flut.

Zimmer enger rücken jetzt die grünen Ufer aneinander. Wir gleiten nicht mehr allein. Der Barken sind mehrere geworden. Es ist Freitag, der Sonntag der Muhammedaner. Da strömt alles hinaus nach den „Süßen Wassern“, einem grünen Wiesenthal im Norden Stambuls, um zu promenieren oder von einem abgelegenen Plage aus die Promenierenden zu beobachten.

Die Barke trägt uns nicht ganz bis zum Eingang des Tales. Wir müssen noch ein gutes Stück wandern. Aber wir pilgern in Gesellschaft. In langer Prozession geht es dem Tale zu dessen malerische Baumgruppen und Häuschen von fern winken.

Und nun sind wir da. Ein paar Bantichen grüßen von den Hügelu herab: ein Lüchschloß des Sultans und eine gelbe, langgestreckte Türkenkaserne.

Ein eigenartiges, buntes Idyll, wie es nur der Orient zu schaffen vermag, grüßt das menschenersüllte Tal. Männer, Frauen und Kinder lagern zu Tausenden auf den grünen Wiesen. Sie haben sich Teppiche mitgebracht und sie über die Grashalme gebreitet. Essend, trinkend und spielend sitzen sie dort. Hier und da zupft einer die Saiten eines lautenartigen Instrumentes und singt dazu mit leiser, näselnder Stimme, die oft in ein zitteriges Tremolieren übergeht. Verwundete Fußgänger in weiten, geblühten Kostümen gehen von Gruppe zu Gruppe, begrüßen hier einen alten Freund und knüpfen dort eine neue Bekanntschaft an. Verschleierte Haremsfrauen

Oriental- liebt die Weichheit und die stille Freude. Ihm genügt es, im Frieden seiner Schattenbäume zu sitzen und sich ganz in das bunte Bild zu versenken, das sich vor ihm ausbreitet. Auch den Kindern ist bereits diese Ruhe eigen. kein Geschrei begleitet ihr Spiel. Lautlos fast huschen sie dahin, ohne zu stören und ohne zu belästigen. Und sind dennoch ganz erfüllt von Spielfreude und Kindlichkeit.

Nur vor Sonnenuntergang geht sichtbarlich eine große Bewegung durch alle die den Feiertag genießenden Menschengruppen. Die Wagen der eleganten Welt rollen dem Ausgang des Tales zu. Die Reiter wenden ihre Rosse. Strohmatten und Teppiche werden zu-

meer, das jetzt zu einer dunklen Masse zusammengeschmolzen, zeichnet sich in seinen vielfach geschwungenen Linien scharf und klar gegen den schwefelgelben Abendhimmel. Doch über dem Marmarameer, das hinter den Hügeln von Eub liegt, steht noch ein lichter, stumpfroter Glanz der untergegangenen Sonne . . .

Von der Neuen Brücke aus fahren mehrmals am Tage die Dampfer nach dem auf dem asiatischen Ufer gelegenen Skutari. Diese Dampfer sind immer voll besetzt und wer Beobachtungen an Lebantineren machen will, die sich hauptsächlich in den asiatischen Vorstädten Konstantinopels niedergelassen haben,



Die Galatabrücke in Konstantinopel.

rollen in eleganten Equipagen langsam das Tal entlang. Vornehme Türken kommen auf feurigen Araberhengsten einhergesprengt. Eine alttürkische, oxenbespannte Araba, in der die Frauen eines Wegs aus dem Inneren des Landes hocken, knarrt vorüber. Kleine Türkenkinder suchen einander zu haschen. Den Sokkabas, der seine Taschenspielerkünste zeigt, umdrängt lachend eine schaulustige Menge. Münzenbehängte Zigeunerweiber schlagen das Tamburin und singen Liebeslieder. Die Kaffee- wirtin macht ein gutes Geschäft und die Waarenhändler und Süßigkeitsverkäufer sind belehrte Leute.

Nur ein Summen erfüllt das Tal. Jeder Lärm, den sonst eine große Menschenansammlung hervorzubringen pflegt, fehlt. Der

sammengerollt. Die übriggebliebenen Vorräte, Kochgeschirre und Teller werden eingepackt. Die Frauen hüllen sich tiefer in ihre Schleier. Das Spiel der Kinder hört auf. Alles rüstet zum Heimweg. Schon warten die Barken, die jetzt kleine bunte Laternen an der Vorderseite tragen. Phosphorgrün dampft das Wasser des Goldenen Horns. Die Schatten des Abends kriechen langsam über die Hänge. Ein feiner weißer Nebel wölkt über den Wasserläufen. Im Tale der süßen Wasser ist es still geworden. Ein erster Nachwind fährt in leichten Stößen durch die breitästigen Platanen, beugt die dunkelstarrten Zypressen und läßt die grünen Schirmkronen der Pinien leicht aufknistern.

Ein Lied klingt vom Wasser her. Und ein Lachen klackert herüber. Stambul's Häuser-

fann von ihrer Prunklicht, ihren Prahlereien, ihrer die zur Schau getragenen fettigen Selbstzufriedenheit auf jenen kleinen Dampfern, die den Verkehr zwischen Europa und Asien vermitteln, mehr als genug bekommen.

An der Serailspitze und dem weiß aus der blauen Flut tauchenden Leanderturm vorbei gleitet das Schiff nach dem asiatischen Festland hinüber. Hüben und drüben grüßen die Kuppeln der Moscheen und die weißen Türme der Minarets. Und immer näher rückt das fremde Ufer. In einem weiten Bogen, der im Süden von einer großen steirne abgeschlossen wird, baut sich Skutari um den Fuß eines Hügels, den die Häuser seiner Vorstädte in engen, winkligen Gassen emporklettern.

Wir treten aus Land. Es ist, als hätte das blaue Band des Bosphorus, das Europa von Asien scheidet, uns abgeschnitten von dem letzten Reste der abendländischen Kultur. Auf einem unsagbar spitzen Koppfleinspflaster balancieren wir durch die Hauptstraßen. Stamm eines der kleinen Häuschen, die die Verkaufsräume der Händler beherbergen, scheint mehr gerade zu stehen. Zu seiner regenverwaschenen Dunttheit präsentiert sich eine Hütte immer anders als die andere; alle Farbennuancen vom ehemaligen Weiß bis zum karmesinveranigtesten Rot sind vertreten. Und in all dieser Dunttheit schlendern wunderbar angezogene Menschen in den farbigsten Kostanen, mit Turbantüchern, Frieskappen, riesigen Pelzmützen oder gelbrotten Lederhüten.

Die Nebenstraßen sind schwer zu beschreiben. Ihr Pflaster besteht aus irdenen Topfscherben, aus Löchern und kleinen Hügeln, die vom Schmutz herrühren. Sie sind so schmal, daß zwei corpulente Menschen kaum einander ausweichen können. Die Hausmauern sind meist fensterlos. Hier und da wölbt sich ein mächtiger Torbogen. Doch man darf ihn nicht groß bewundern, denn wer die Augen nicht fest auf den Weg richtet, stolpert leicht über einen duftenden Tierkadaver oder versinkt mit einem seiner Füße in einem mit wenig appetitlich riechenden Abwässern gefüllten Loch.

Und durch diese Gassen pilgert man eine gute Stunde bis hinauf zum Dorfe Tschamlidtscha, das sich um die Höhe des Bulgurlu, in der Richtung nach dem Bosphorus zu, aufbaut. Das kleine Dorf liegt bald hinter uns und wir stehen auf dem fahlen Gipfel des kaum dreihundert Meter hohen Hügels.

Weit schweift von hier oben der Blick. Sind die Höhen auch öde und eintönig. Die Fernen sind um so abwechslungsreicher, bunter und lockender. Ungezählte Ortschaften grüßen in die Einsamkeit dieses Bosphorushügels hinauf. Stahlblau spannt sich gen Süden das Meer, das im Osten und im Norden zackige Felslinien umrahmen. Ein paar Inseln träumen grün auf seiner blauen Seide. Das sind die Prinzeninseln. Konstantinopels Häusermeer bedeckt die Höhenzüge des europäischen Ufers, die von der dunkelblauen Wasserrinne des Goldenen Horns durchschnitten werden. Auf der dunklen Meeresader des Bosphorus liegt die grelle Sonne des Südens. Ortschaft reiht sich dort an Ortschaft. Weiße Marmorhöcker grüßen von den Höhen. Flinker Fahrzeuge gleiten von Ufer zu Ufer. Fächerförmig strahlt das alte Skutari seine Gassen nach dem Meere zu aus. Ueber anatolisches Bergland schweift landeinwärts der Blick. In grünem Geäder durchziehen die Wasserläufe der Kuzick Gök, des Taschly Serk und des Kurbaghio das graue, nur spärlich bebauter Gefilde. Aber blau hängt der Himmel über Land und Meer. Sonnenlichter umspielen Nähe und Ferne, hüllen die Weiten in dampfende Lichtnebel und geben den Dingen der näheren Umgebung festumrissene Linien und tiefere Farben.

Abwärts führt uns der Weg. Wieder geht es quer durch das Dorf Tschamlidtscha. Dann wendet sich der Pfad. Eine lehmige Straße mit tiefen Gleis Spuren führt in Windungen hinunter über Baghlar Baschy nach den großen Friedhöfen von Skutari, jenen stillen Zypressenhainen, in denen Tausende von Bekennern Allahs schlummern. Keine besondere Einfriedigung trennt diese Friedhöfe von dem sie umgebenden Gelände ab. Die große, öffentliche Straße führt mitten durch sie hindurch.

Der große Friedhof zu Skutari gilt als der schönste des ganzen Orients. Er ist gut eine Stunde lang und eine halbe Stunde breit. Jeder strenggläubige Moslim Konstantinopels ist bestrebt, dereinst nicht in

europäischer, sondern in asiatischer Erde zu ruhen. Die Ausdehnung des Friedhofes wächst deshalb schon aus diesem Grunde von Jahr zu Jahr.

Ernst und feierlich stimmt der Publied dieser Totenstätte. Die dunklen Zypressen stehen Stamm an Stamm. Regellos zwischen ihnen sind die Gräber gestreut, die sich oft in einem arg verfallenen Zustande befinden. Leichensteine, die in Form und Farbe den Stümpfen abgeholzter Baumstämme gleichen, weisen die Stätte, wo das Haupt des Toten modert. Wunderliche, schnörkelhafte Schriftzeichen, die nicht tief eingemeißelt, sondern erhaben herausgearbeitet sind, bedecken das Grau der Steine; sie geben Kunde vom Leben und Wirken des Verstorbenen, zitieren eine Sure des Koran oder verleihen der Liebe und Mühgierigkeit der Ueberlebenden Ausdruck. Hin und wieder lenkt eine auf Arkaden ruhende Türbe — ein türkisches Mausoleum — den Blick auf sich. Diese aus weißem Marmor errichteten Kruppelbauten erinnern an kleine Moscheen; ihre Säulen sind reich an zierlichen Details und die in Friesborten angebrachte Ornamentik gleicht oft einer steinernen Filigranarbeit.

Eine tiefe Stille atmet zwischen diesen Gräbern. Die mächtigen Zypressenbäume stehen dicht und dunkel. Nur auf die breiteren Wege vermag das Licht zu fallen. Im eigentlichen Totenhain selbst webt eine grünliche Dämmerung. Und nur manchmal blitzt der Flügelschlag einer der weißen Wildtauben auf, die hier auf dem Totenhain in den buschigen Kronen der ersten Zypressen nisten.

An der nach europäischem Muster eingerichteten Medizinschule und dem Militärhospital vorüber geht es in das Tal von Gaidar Pascha, jenem Küstendorf, das als Anfangsstation der anatolischen Eisenbahn eine gewisse Berühmtheit erlangt hat. Der Ort selbst ist ein elendes Levantinernest mit unsauberer Gassen. Einen desto stattlicheren Eindruck machen sein Hafen und vor allen Dingen sein Eisenbahnhof. Das ist kein Gebäudekomplex mehr, das ist eine ganze Stadt, denn außer dem Bahnhofgebäude selbst stehen da in stattlicher Anzahl Werkstätten, Lokomotivschuppen, Betriebsbaulichkeiten und eine schier endlose Reihe von Speichern, in welchen alle jene Boden- und Hausindustriegerzeugnisse aufgestapelt liegen, die aus dem Innern Kleinasiens, aus Armenien und Syrien, aus Persien und dem Euphratgebiet stammen. Der Güterverkehr ist ein ganz enormer; er soll den Personenverkehr in seinen finanziellen Erträgen um Vielfaches überragen. Die Personenachsen rollen denn auch zum großen Teile fast nur bis Ismid, der Endstation der um Konstantinopel gezogenen Vorortzone. Was darüber hinaus bis zur Meerschaumstadt Estischehir, der Seidenstadt Angora oder gar bis nach Konia fährt, läßt sich so ziemlich an den fünf Fingern her zählen. Und doch ist das Leben auf dem Bahnhof in Gaidar Pascha zu den Abgangszeiten der Züge demjenigen eines abendländischen Eisenbahnnotenpunktes nicht unähnlich. Die sonst so ruhigen und würdevoll gemessenen Türken verstehen nämlich als Eisenbahnbeamte — die höheren Beamtenstellen der anatolischen Bahn sind fast durchweg von Franzosen und Deutschschweizern besetzt — ebensoviel Wärm zu machen, wie ihre Berufskollegen in Westeuropa; außerdem haben sie sich fast eine ähnliche Schneidigkeit angeeignet, wie sie jene besitzen.

Von Gaidar Pascha führt eine leidlich gangbare Strandpromenade nach dem südlich gelegenen Kadifoi, das reich an hübschen Sommerhäusern begüterter Griechen und Armenier ist. Gegenwärtig ist man hier von einem wahrhaften „Zivilisationsfieber“ befallen. Man möchte zu gern und möglichst rasch aus diesem Küstendorf ein türkisches Nizza machen,

das goldgefegnete Abendländer anlocken könnte. Ueberhaupt herrscht das ausgesprochene Bestreben, den ganzen am Golf von Ismid gelegenen Küstenraum in eine anatolische Riviera zu verwandeln.

Die Landschaft läßt allerdings vorerst nur wenig von der wunderbaren Schönheit der zum Vergleich herangezogenen französischen und italienischen Küstenstriche überblicken. Eine Fahrt von Gaidar Pascha in den bequemen und luftigen Wagen der anatolischen Eisenbahn gibt die beste Auskunft über die hohen landschaftlichen Reize der Strecke, durch die der Schienentweg geht. Immer neue Wilder fesseln den Blick, der über grüne Matten und braune Uferklippen auf das tiefblaue Meer hinanzusträumt. Ganz nahe rücken die Prinzeninseln an das Ufer heran. Die Bergrecken sich höher und höher. Der Samanki Dag hebt sein graues Haupt trotzig jenseits der tiefblauen Flut. Der Usun Tschair Dag hemmt mit breitem Rücken das landeinwärts schweifende Auge. Und hinter den beiden strebt mit schneebedeckten Schroffen das Felsmassiv der bithynischen Olymp gegen einen sonnengold beglänzten, tiefblauen Himmel. Zu leichte Bodenwellen steigt zur Linken das Land an. Kleine Gaine, Weingärten, grüne Matten, Maisfelder, mit hohen schilfigen Salmen ziehen sie in länglichen Gebieten am Horizont. In Stationen kommen in rascher Folge: das braune Postschiff mit seiner halbzerfallenen, mittelalterlichen Brücke, das sonnige Malkape mit seinen vielbesuchten Seebädern. Dann schiebt der Batal Ghasi seinen breiten Felsrücken am vor den Blick. Nun wachsen die Hügel an und werden zu Bergen. Am Fuße des Kartal Dag breitet sich gartengrün das Türkendorf Kartal Bendik kommt, Tusla und das an landschaftlicher Schönheit und an Altertümern aus der Byzantinerzeit reiche Gabsa. Jetzt überschreitet auf hohem Viadukt der Schienentweg ein grünes Tal; dann schiebt er sich wieder näher an den Küstenraum heran. An Dil Skafasi und an Tavschandschil gleiten wir vorüber. Maulbeerbäume schatten an den Wegen. Die silbergrauen Stämme der Oliven stehen mit ihrem stumpfen Glanz inmitten dunkelgrüner Weingärten. Heraka mit seinen staatlichen Seidenfabriken taucht auf. Zaramidscha kommt. Vor der grauen Felsen des Tschin Dag baut sich das Tabakdorf Tütümschik auf. Etwas abendländisches schleicht sich in die Physiognomie der Gegend. Schornsteine ragen. Langgestreckte Werkstattshäuser reihen sich zu endloser Linie. Speicher und Docks stehen am Hafen eine europäisch anmutenden Städtchens. Das ist Derindscha. Und hinter Derindscha tauchen auch schon die Minarets von Ismid auf, der letzten Station der Vorortzone von Konstantinopel auf der anatolischen Bahn.

Ismid besteht aus zwei Teilen: einer Oberstadt und einer Unterstadt, ist eine der bedeutendsten Städte Kleinasiens und hat einen lebhaften Handel. Von der Oberstadt aus genießt man einen prächtigen Blick auf den gleichnamigen Golf, an dessen Ende sich die Stadt amphitheatralisch aufbaut. Der Charakter des Ortes ist ein rein morgenländischer. Ismid steht auf den Ruinen der alten bithynischen Hauptstadt Nikomedien; ein paar antike Wasserleitungen mit Zisternen, außerhalb der heutigen Stadt gelegen, werden gern besucht; eine Ziegelmauer aus der Römerzeit wird in der Unterstadt, in der Nähe des Hafens, gezeigt.

Wer die Prinzeninseln besuchen will und von Ismid kommt, besteigt am besten in Bendik das Dampfschiff. Die Fahrt ist eine kurze und gewährt schöne Blicke auf den Golf und seine Ufer. Man zählt im ganzen neun Prinzeninseln. Fünf davon — kleine Felseilande — sollen gänzlich unbewohnt sein. Die vier größeren, bewohnten sind: Protli, Antigoni, Chalki und Brinkipo.

Prinkipos rotes Gestein leuchtet dem von der Kräfte Mahenden zuerst entgegen. Eine reiche Vegetation wuchert in leuchtenden grünen Farben auf den Höhen und in den Tälern dieses stark bevölkerten Eilandes, dem der morgenländische Charakter fast ganz fehlt und auf dem zahlreiche in Konstantinopel ansässige abendländische Kaufleute — es fehlen natürlich auch hier die Levantiner nicht — ihren Sommeraufenthalt zu nehmen pflegen.

Durch eine schmale Meerrinne von Prinkipos getrennt, graßt Chalki, auf dem ehemals Kupferbergbau betrieben wurde. Antigon und Proki sind mehr in die offene See hinausgeschoben. Ihre gelbroten Felsen machen einen recht unwirklichen Eindruck und kahl und steil steigen die Ufer aus der Flut, die sie in weißblauem Spüngeriesel umbrandet.

Und dennoch bietet diese Inselgruppe dem, der sie gesieht, ein unvergeßliches Bild: in

weißen Schanuspitzen umsprüht das blaue Meer ihr stumpfes Ufergestein. Pinien krönen die Höhen. Weingärten klettern die Hänge hinan. Feigenbäume schatten vor den weitgewölbten Torbogen kleiner, weißer Häuser. Ein tief blauer Himmel wölbt sich sonnenüberstrahlt um eine Wunderwelt, an deren Horizont die blinkenden Moscheekuppeln Stambuls und der wolkenumhangene Gipfel des bythinischen Olymp Wache halten (Schluß folgt.)

Die Reise nach Paris.

Erzählung von R. Bergman.

(Fortsetzung)

Diesen Brief las Fabian nicht vor. Es lag etwas darin, was ihm kalte Schauer über den Rücken jagte. Nach einem Monat kam ein neuer, in dem sie ihn bat, ihr hundert Kronen zu leihen. Aber er sollte es Eva gegenüber nicht erwähnen. Arme Mutter, sie hätte ohnehin Sorgen genug. — Sonst nichts Neues, sie arbeite viel, und Professor Tuvet wäre mit ihr zufrieden. Dieser Tage hätte er sie sogar in die Oper eingeladen, und es sei davon die Rede, daß sie zu Ostern zusammen eine Tournee in die Provinz machen sollten. Sie habe etwas an sich, was den französischen Frauen fehlte, behauptete er.

In den kleinen Zimmern bei Frau Brandel vergingen die Sonntagabende wie früher. Es konnten jetzt zwei oder drei Wochen verstreichen, ohne daß ein Brief kam.

„Wenn sie nur nicht krank ist,“ sagte die Mutter.

„Ja, ja.“

Endlich hörte alles auf. In dem letzten, vom 16. Mai datierten Brief schrieb sie, daß sie nach der Tournee, die nicht besonders gut ausgefallen wäre, nach Paris zurückgekehrt sei, und daß sie eine Zeitlang Ruhe brauche. Eva bat sie, nach Hause zu fahren, es kam keine Antwort. Die Wochen wurden zu Monaten, und Stockholm wurde menschenleer und lag mit weißen, glühenden Straßen da. Die Luft war dumpf und regungslos. Auch über Fabian und Eva lag eine dumpfe Stille. Sie hatten alles versucht, sich gegenseitig aufzumuntern, eine Erklärung zu finden, jetzt schwiegen sie. „Sie wird uns überraschen,“ hatten sie gesagt; „morgen ist sie hier.“ Eines Abends klingelte es, und sie sahen ganz starr da, als das Dienstmädchen einen Brief herzubrachte. Es war eine Geschäftsanzeige. Da brach Eva in Tränen aus.

In diesem Abend ging Levis mit einem Druck in der Magenarube heim, der ihm den Schweiß aus allen Poren trieb und ihn über die Pflastersteine straucheln ließ. Er hatte schon lange eingesehen, daß man etwas tun müsse, aber es wäre ihm lieber gewesen, wenn es von selber geschehen wäre. Vielleicht lag doch ein Brief auf dem Schreibtisch. Er leuchtete mit dem Zündhölzchen. Nichts. In der Nacht träumte er, daß er über eine Brücke ging, unter der dickes, gelbes, gleitendes Wasser floß, und als er mitten auf die Brücke gekommen war, traf er ein junges Mädchen, das ihm zunickte: „Guten Abend, erkennen Sie mich nicht, Onkel?“ Das war ja Maggie, aber in demselben Augenblick, in dem er sie erkannte, sprang sie über das Brückengeländer und verschwand in der Luft. Fabian erwachte, und das Herz schlug ihm hoch im Halse.

„Das ist ein Alp,“ sagte er, „ich habe mich mit schlechtem Gewissen niedergelegt.“

Aber als er nach den milderen Umständen suchte, wie er es immer zu tun pflegte, erinnerte er sich, was er zu Abend gegessen hatte. Es konnte ebensogut von den Krebsen kommen wie vom schlechten Gewissen.

Diese Theorie hielt sich eine Woche, dann kam der Alp wieder, mitten am helllichten Tage.

Er wurde von einer Angst gepackt, die ihm die Rippen zusammenpreßte. Wo war sie, Maggie? Was tat sie? War sie tot? Er sollte es herausfinden. Ein Mensch erwartete es von ihm, vielleicht zwei. Man durfte nicht einsam sein, man durfte nicht einen Vorhang zwischen sich und der Welt herablassen, immer kam eine Hand, die ihn zerriß, oder man wurde auch gezwungen, ihn selbst zu zerreißern. Der Stein, den man nicht werfen wollte, weil man nicht wußte, wohin er ging, rollte einem aus den Fingern, und ein Mensch stolperte darüber und schlug sich ein Loch in die Stirne, und man bekam doch auf jeden Fall die Schuld. Absolut betrachtet war Handeln und Nichthandeln dasselbe.

Nest sollte er also fahren, er, Fabian Levis, der eine Bankleihe aufnehmen mußte, um nach Paris zu fahren.

Die Droschke rollte über die Boulevards.

Es regnete und stürmte, in den kleinen Seen auf dem Asphalt schwanm welkes Laub, und der Mensch fiel zwischen den Säulermassen ein. Fabian beugte sich zum Wagenfenster vor, um hinauszusehen, und er sah lange Strecken derselben Architektur, glatte Flächen in mehlgrau und schmutzgelb. Mit ihren Fensterbarrieren und den geschlossenen Jalousien glichen die Häuser Reihen von Hotel garnis.

Er ließ vor einem kleinen Gasthause halten, das man ihm empfohlen hatte, weil es so billig war; es hatte zwei wurmförmige Vorbeerbäume vor dem Tor und einen kleinen wurmförmigen Portier darin. Das Zimmer hatte keine Fenster und roch nach ranzigem Del, vermischt mit Knoblauch und schlechtem Parfüm, aber er war zu müde, um etwas anderes zu suchen. Es wurde Abend, ehe er sich den ärgsten Reiseschmutz abwischen konnte, und er mußte notgedrungen keine Nachforschungen auf den nächsten Tag verschieben.

Er war früh auf den Beinen, trank Kaffee in einer Barfüche und setzte sich in Bewegung. Es hatte aufgehört zu regnen, langsam zeigte sich der Himmel. Ein stabiles Licht drang zwischen den Wolken durch und wurde von den Plüßen auf dem Trottoir und den großen blanken Ladenfenstern tot zurückgeworfen. Das Straßenleben war schon in Gang, aber es waren meistens kleine Leute, kleine Beamte, Montoristen, Handelsagenten, Anwesenmänner. Sie schossen an ihm vorbei, in der Morgenkälte zitternd, die Zigaretten im Mundwinkel. Ein kleines Laufmädchen kam mit ihrem gelben Kappkarton daher, dünnes Hälschen, scharfe Hüften, schwarze Mauseugen, in dem blaugefrorenen, ausgemergelten Gesichtchen. Der Kopf sah aus, als wäre er durch alle Kunststeine des Quartiers latin geschleift worden. Schläfrige Aelner lebten in den Türen der Cafés, um ein bißchen Morgenluft zu schnappen; ihre wachsweißen Panoptikumsgeichter drückten nur Bosheit und stumpfe Verdorbenheit aus. An einer Straßenecke saß ein ambulanter Würstchenhändler hustend auf seinem Karren.

Fabian Levis ging mit seiner Wädelkarte in der Hand. Er sah lange Alleen sich öffnen, kam an vergitterten Parks vorbei, über Plätze mit Monumenten und Statuen, die noch nach dem Nachregen glänzten, in Gäßchen, wo die Ladenbesitzer standen und von Schwelle zu Schwelle konvertierten, und befand sich schließlich in einem kleinen, kurzen, dunklen Gäßchen, das noch zu schlummern schien. Die Häuser waren so schwarz, als hätten sie in einem Tunnel gestanden. Eine kleine Herberge allein war wach. Der Wirt lehrte das Trottoir, und im Schankzimmer standen ein paar Arbeiter und tranken ihren Abhuh.

Gleich darauf fand er die Nummer, die er suchte. Er klingelte. Die Pförtnerin kam an ihrer Söhle wie eine große, fette Matthe. In ihrem püteligen, ungeordneten Gesicht, das keine Nahrung aus allen möglichen Abfällen gezogen zu haben schien, sahen ein paar Ferkelaugen ohne anderen Ausdruck als den der Wut: bitten zu müssen.

„Madame Bondin, Pension?“

„Drei Treppen hoch.“

Levis blieb stehen und lehnte sich an das Ziegengeländer. Wieder spürte er den erstickenden Geruch von Knoblauch und Del wie im Hotel, und eine Minute lang drehte sich alles in seinem Kopf. Das Herz pochte heftig. Er sollte Maggie treffen, nach soviel Monaten sollte er das kleine, lebhafte Gesichtchen wiedersehen und die großen Lichtaugen und die roten Lippen. Warum hatte sie nicht geschrieben? Sie hatte ihnen dadurch sehr wehe getan, aber jetzt sollte er den Grund erfahren. Und er mußte bei sich, daß ihm alle Vorwürfe in der Tasche stecken bleiben würden, wenn er sie nur sah.

„Mit Fräulein Brandel zu sprechen?“

Er versuchte, den Namen so französisch als möglich auszusprechen, aber das kleine schmutzige Weien, das öffnete, blieb nur mit offenem Munde stehen. „Fräulein Maggie Brandel, eine Schwedin,“ wiederholte Levis seine Frage. Die Magd verschwand. Nach einer Weile kam Madame selbst heraus. Sie hatte ein schwarzes, steifes Seidenkleid und ein Essigläbchen um zwei gelbe Vorderzähne.

„Ach, die Schwedin, die kleine Wunde. Ja, die ist nicht mehr da, die ist schon lange ausgezogen, vor zwei, drei Monaten.“

„Ausgezogen?“

„Ja, der Herr war da und holte sie, und sie reisten gleich ab. Der Herr, mit dem sie ging.“

„Ausgezogen — reisten — der Herr, mit dem sie ging.“ Alles drehte sich vor Levis. Er fühlte kalten Schweiß unter dem Hutleder.

„Professor Tuvet? Nicht wahr, er hieß Tuvet?“

„Weiß nicht.“

„Aber die Adresse,“ stammelte Fabian. „Sie hat doch ihre Adresse dagelassen — wohin sie gezogen ist . . . Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich . . . Aber es handelt sich um eine sehr wichtige Sache, sie hat nämlich eine Erbschaft gemacht, ja, so ist es. . . .“ (Schluß folgt.)

